

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Ne. 165

Donnerstag, den 25. Dezember

1919

Gunvor.

Roman von Elisabeth Kupienkerna-Meßner.

Fortsetzung.

„Ich fühle mich gezwungen, Ihnen von Ihrem Plan abzurufen.“ verlegte Alf kurz; „denn Sie würden sich mit den Gefährten dort und auch mit deren Ausdrucksweise und Sitten nicht befreunden können. Und Sie müssen entschuldigen, wenn ich gleich noch etwas hinzufüge: diese Leute sind durchaus nicht so immer, als die der sogenannten feinen Welt, sie zeigen nur ihren wirklichen Menschen mit weniger Berührung. Und außerdem, wenn Sie auch jetzt behaupten, Sie hätten nichts gelernt — und viel Achtung vor der Mädchenschulbildung habe ich auch nicht — so würden Sie doch sicher bald einsehen, wie wenig in der Menschheit von Ihnen verlangt würde, und dann einer Sache bald überdrüssig werden, die doch wohl nur eine Laune ist.“

Das junge Mädchen machte ihren Hächer mehrere Male auf und zu, ohne ein Wort zu erwidern. Alf sah, wie ihr eine dunkle Rote ins Gesicht trat. Sie schweig fortgesetzt, aber der Hächer wurde bemerkt. Alf fühlte sich bedrückt durch dieses Schweigen, um so mehr, als es nicht unterbrechen wollte mit einer Entschuldigung für die Worte, zu denen er sich nach seiner Überzeugung und der Wahrheit zu Ehren verpflichtet gefühlt hatte. Schließlich sagte Gunvor leise aber bestimmt: „Es ist keine Laune, aber es muß Ihnen selbstverständlich so vorkommen. Gibt es wohl eine schärfere Stellung, als wenn man nur für die Aufrechterhaltung des äußeren Scheins lebt? Man wird höchst und bitter dadurch, und das ist schade, denn es gibt ja soviel Schönes und Angenehmes auf der Welt. Ich will jetzt ganz ehrlich gegen Sie sein, wenn es Sie interessiert, Herr Angeneher; oder wollen Sie lieber gleich in den Salon zurückkehren? Dort werden jetzt Gesellschaftsspiele gemacht.“

„Dann möchte ich Sie bitten, hier bleiben zu dürfen, gnädiges Fräulein.“

„Nun also! Dann muß ich Ihnen zuerst sagen, daß ich überhaupt in keine Spiele gegangen bin. Vater starb, als wir noch klein waren, und Mutter war nicht in der Lage, für mehr als eines von uns Säuigeld zu bezahlen, und da wurde natürlich Mutter, weil er ein Junge war, hingelassen. Ich weiß wohl noch, wie ich weinte und flehte, in die Volksschule gehen zu dürfen; aber das wurde nicht für standesgemäß gehalten. Meine Schwester Görel und ich wurden drei Winter lang von einer reichen Tante, die eine Arbeit haben wollte, unterrichtet, und außerdem auch von Mutter, der uns eine Bellung Aufgaben gab und diese dann nach dem Buch abdrückte. Einige französische Vocaben, einige Geschichtsgeschichten und die Namen der Hauptstädte der verschiedenen Reiche, das ist so ziemlich meine ganze Weltkenntnis. Wenn ich das weit dazu hätte, würde ich ganz von vorne anfangen, ganz einzeln, wie ich darüber würde, ehe ich das Abiturium machen könnte; aber jetzt möchte ich mir wenigstens noch so viele Kenntnisse erwerben, daß ich mich nicht bei jedem Wort, das ich sage, schämen muß.“

Ist auf'sichrer Ernst überwand Alf's misstrauische Zurückhaltung, und während der ganzen Abendzeit erklärte er ihr die verschiedenen Kur's, Bedingungen und die übrigen Verhältnisse der Schule. Sie hörte ihm aufmerksam zu, ohne sich von dem Vorn und dem Nachen ringum hören zu lassen. Alf besann immer mehr den Eindruck, daß dieses fremde junge Mädchen, für den, der sie recht verstand, gewiß ein guter, zuverlässiger Kamerad sein könnte, und mit Begeisterung sah er das Essen seiner Tasse zugehen; er hatte sich während er neben Gunvor saß und ihr ad und zu den Teller schälte, aberaus begnügt und heimlich gefügt.

Während des Stillstehens trat sie auf ihn zu und befestigte eine kleine blaue und gelbe Schleife an seinem Rockaufschlag. „Wohr ich lange ja nicht mit, gnädiges Fräulein.“

„Das weiß ich wohl, aber ich zeichne meinen Lehrer aus.“ Sie nickte ihm noch zu und eilte weiter, ohne sich um die deutlich zur Schau getragene Empörung von zwei jungen Mädchen über „Gunvor von Harvolts Mangel an Takt“ zu kümmern.

Als sich Gunvor von Alf verabschiedete und ihm dabei wie einem alten Bekannten die Hand reichte, sagte sie: „Das schimmelt ist, daß ich ohne alle Vorbereitung in der Schule anfangen muß. Wie wird es mir gehen?“ „Mit Fleiß und gutem Willen wird es schon gehen; aber kommen Sie recht bald. Hebermorgen ist der letzte Annehmungsstag für diesen Winter.“

„Ich komme, sobald ich kann.“ Auf dem ganzen Heimweg sah Alf immer ihre frohen Augen vor sich, und als die Kameraden den Vorklag machten, noch in irgend ein Nachkaffee zu gehen, verabschiedete er sich kurz und bündig von ihnen. Dabei unangefommen, änderte er sich seine Arbeitslampe an, entschiede sich reich seines Fracks und war bald in eine schwebende mathematische Aufgabe vertieft, daß die Eins drückte des Abends verflücht, wie die Schatten an einer Mauer verschwinden, wenn ein helles Licht darauf fällt.

Als die Mutter am nächsten Morgen in Alf's Zimmer trat, bemerkte sie sofort die kleine blaue und gelbe Schleife am Rockaufschlag.

„Et was seh ich, du hast eine Kostümstiche bekommen, trotzdem du nicht tonst!“ sagte sie scherzend. „Das ist keine kleine Auszeichnung.“

Alf stand am Schreittisch und ordnete einige Bücher. „Meinst du?“ sagte er zerkürrt. „Nun, du kannst die Balltrophäe gleich in den Ofen werfen. Oder nein, gib sie mir lieber!“

Er nahm die Schleife und legte sie ohne weiteres in sein Notizbuch. Er moß ihr weiter seinen Wert bei; aber Gunvor hatte sie ihm doch wohl in der Hoffnung gegeben, sie werde eine kleine Erinnerung für ihn bleiben, und da sie dies ehmlich und offen getan hatte, wollte er ihr dadurch danken, daß er ihre Gabe aufhob.

Zweites Kapitel.

Die Reifeite der Medaille.

Es war am Tag nach dem Ball. Die Frau Baronin von Hartvig sah mit ihren Töchtern am Frühstückstisch, und ein blutjunges Dienstmädchen mit noch ungelämmten Haar ging herum und bot Kaffee in der Schale und kleine Heringsküchlein an.

„Dies ist doch das prächtigste Gericht, das ich kenne,“ sagte Görel verdrüsslich. „Und heute gibt's auch wieder nur Margarine statt Butter.“

„So, du merkst den Unterschied, Kind! Ja, ja, die künftige Frau Gräfin muß ja einen feinen Geschmack haben. Wenn du willst, schäle ich dir gern deine Kaffee.“ sagte die Baronin mit mütterlichem Stolz zu ihrer ältesten Tochter, die ja gottlob dem Neuzen und auch dem Innern nach nicht aus der Art schlug. Mit ihrer gebohenen Nase, ihrer vorgebohenen Unterlippe, den blauen runden Augen und vor allem mit diesem Schaben der großen Dame war sie selbst in der nicht mehr ganz seltsamen Friseurzeit von einem blauen Hut.

Ein helles Klingeln unterbrach diese Betrachtungen. „Wer kann denn so früh kommen? Emma geh und mach die Tür auf!“

Emma eilte hinaus, kam aber gleich wieder herein und berichtete niedererschlagen: „Es ist ein Schuhwunderbildung mit einer Rechnung.“ Während des halben Jahres bei der Baronin Hartvig, zu der Emma aus dem weiblichen Winkel von Smalund gekommen war, hatte sie gelernt, Rechnungen und außerdem noch Büche, kleine, monogrammierte Briefe, die anstatt des von der gnädigen Frau Baronin erwarteten eingehenden Briefes entrafen, für

Ein „Weihnachtsbrief“ Schillers.

Vor einiger Zeit aufgefundenen Originalbriefe Schillers geben uns einen interessanten Einblick in des Dichters materielle Verhältnisse. Ein Brief vom 15. Dezember 1785, in Dresden geschrieben und „F. Schiller“ unterzeichnet, stellt uns heute ganz besonders. Er erwähnt, daß der Dichter in jener Zeit nicht einmal über so viel Mittel verfügte, um künftige Weihnachtsbesuche für seine Lieben zu erstehen.

Der Brief ging an die Adressen Götschen, der durch Johann Friedrich Jünger neue Manuskripte Schillers für die „Halla“ erhielt. Schiller benutzte nun die Gelegenheiten, Götschen um Vorkauf zu bitten.

„Meine Finanzen“, so schreibt er, „sind ganz auf dem Sande, und die Weihnachtsfeierzeit nähert sich, wo ich vielerlei ansehnliche Ausgaben zu machen habe. Ich bin wirklich in ziemlichster Notlage und meine einzige Ressource sind Eier. Wenn Sie mir fünf oder sechs Bogen Honorar vorziehen wollen, so reisen Sie mich aus meiner großen Beunruhigung und erweisen mir einen großen Dienst.“

Aphorismen.

Man muß nicht fragen: wieviel Freuden sind dir versagt worden, sondern: wieviel Leiden sind dir erspart geblieben — dann ist man immer zufrieden.

Mancher erhielt einen Verdienstfordern, eben seines vielen Verdienstes wegen.

Keindefrost ist oft Unvollkommenheit, ist der Deana nach Erziehung. Aber zwei unvollkommene Menschen magen noch keinen vollkommenen.

Wenn man sich wahr sagen läßt, bekommt man meist eine Lüge, wenn man sich die Wahrheit sagen läßt, eine Grobheit zu hören.

Dummheit ist die beste Wirtin fürs Leben.
Richard Jessmann.

Die Braut.

Von Hans Bethge.

Ein Brautpaar wandelt am Fluß entlang, an einem goldenen Frühlingsschmitten. Er hat den Arm um ihren schönen Nacken gelegt, so wandeln sie schweigend dahin. Auf dem Fluße treibt ein Kahn vorbei, drin sitzt ein junges Paar und eine ältere Dame. Das wandelnde Brautpaar blickt dem Kahn nach, um den das Licht der sinkenden Sonne weht.

Da lag die Braut:
„Wann wir, Geliebter, so in einem Kahn dahinführen, du, deine Mutter und ich, und ein Strudel erfährt uns, und wir schlagen um, — man würde dich zuerst retten, deine Mutter oder mich?“

„Es ist leicht, so zu fragen,“ entgegnete der Jüngling voll Mitleid.

„Nein,“ sagte das Mädchen, „antworte mir.“
„Zuerst würde ich meine Mutter zu retten suchen,“ sagte der Jüngling, „denn sie ist es, der ich mein Leben verdanke. Außerdem ist sie die Güttere und Hilffloher.“

Schweigend gingen sie weiter.

Schließlich trennten sie sich.
Am nächsten Morgen erhielt der Jüngling einen Brief, darin stand geschrieben: „Da bitte dich, unsere Verlobung als aufgelöst zu betrachten.“ Dann folgte der Name des Mädchens, das bis dahin seine Braut gewesen war.

Shakespeares Vollendung.

Von Geheimrat Prof. Alois Brandl.

Max Reinhardt hat mit seinem „Großen Schauspielhaus“, in dem kürzlich die „Orestie“ zu gegenwärtigstem Ereignis wurde, das Problem des Wortschauspiels, das in der Welt noch bei allen Verbesserungen der Illusion geiegt, daß sie Shakespeares zu gute kommen. Er hat sie mit seiner Dreifelderbühne vieles von unserer Opernbühne voraus; auch in seinem Globus hat er konnte der Darsteller bis fast in die Mitte des Zuschauerraumes vortreten, ohne Fühlung und Zusammenhang mit dem Ausgangspunkt der Bühne zu verlieren. Aber seine Planküste ging viel weiter ins Große und Lebendige als sein Brettergerüst. Das Gehirn ist zu beneiden, das den neuesten Architektorschritt auf seine Hauptwerke zum ersten Male anzuwenden wußte.

Die Schriftleitung.

Stroh ist nicht so sehr das Haus — der Zirkus wickte umfangreicher als vielmehr sein St. H. Die Bühne greift in die Mitte der Zuschauerhaft vor, ja mehrfach bis an das Gegenüber, ohne daß die Einzelhaftigkeit zu verlieren. Die alte Operterranne ist durchbrochen, ohne daß die Darstellung gefährlich wird, wodurch sich eigenlich das so ausgeübte Spiel zusammenschauen? Das macht die breite, behäutete Stoppel.

die sich von der Bühnenwand bis zur Einfahrt gegenüber erstreckt und all dem, was da geschieht, die Geflossenheit spiegt. Auf den besten Teil von London und Paris ja ein bis tief ins 18. Jahrhundert herab begünstigte Zuschauer auf der Bühne mit den zwischen den Darstellern; die ärgerliche Bemerkungen der Kritiker lassen daran keinen Zweifel, was die Künstlerlinge da oben genossen und teuer bezahlen, war die Plastik der Szene; während die gewöhnlichen Gänge sich mit dem mehr wackerlichen Bild auf die Bühnenwand begnügen mußten, sahen sie die Gestalten rundum. Kann man die Willen von drei Seiten beschauen, so wirkt dies naturgemäß lebendiger, als wenn nur die Vorderseite am ihnen zur Geltung kommt. Im Großen Schauspielhaus ist nun das Rätsel gelöst, diesen Vorteil nicht bloß ein einziger, sondern der Masse der Zuschauer zuzuwenden. Für uns als sind jetzt Körper zu schauen statt Flächen, die Stimmen wandeln; der Anblick wird zum Mitleben. Unter solchem Wirklichkeitsdruck aber leidet nicht die Kunst; denn so weit die Stoppel sich dehnt, ist ein Rahmen geschaffen, der das, was darunter sich rührt, umrandet. Den Bühnenstüchern der Kolorit fehlt die Offenheit des Bildes; im Großen Schauspielhaus genießen wir sie zu einem Teil der Körperlichkeit.

Hätte Aeschylus selbst zugehört, ob er zufrieden gewesen wäre? Wie einzig er zu verlebendigen strebte, wird besonders da fühlbar, wo er den Charakter von Agamemnon und Klytemnestra beim ersten Ausereisen aus Worten in Handlung überleit. Das gelingt ihm durch den Teppich, den Klytemnestra schmeichlich ausbreitet und den Agamemnon mit ahnungsvoller Schreie betritt. Nicht umgewandelt in Gestalt, wie es das Drama fordert. Aber noch mehr hat Aeschylus stilliert. Seine Bühnen war ein Tempelraum im Freien, und es war wie ein Tempel mehr auf gebaut werden, um in dem Tempel zu stehen, aber nicht zu sein. In dem Tempel Haus verwundert man, aber nicht zu sein.

Fast noch wohläiger als die gebundene Welt des Agamemnon wirkt die der Kante. Der Dedenheim macht die auffallend gute Musik. Er bezaubert jedes Zuhörer und Zuschauer, so daß es nicht verloren geht; er sorgt dafür, daß kein Schrei vergeht und verhallt. Er bringt uns jedes Wort in Gehör. In der Erfindung dieses Demoska's haben wir uns am meisten zu erfreuen; die bedeutet den wichtigsten Fortschritt.

Es war weder die Schuld Reinhardt's, noch die des Aeschylus, daß Klytemnestra künstlich den Drosches erichung, bevor er noch austrat. Das älteste und maßlose Temperament, wels der Tempel erichung in ihrer verhaltenen Energie von unvergleichlicher Dramatik, während Drosches fast mit priesterlicher Tautologie zur Erichung herangeführt wird, gedämpft, auch geschwächt. Hier ist die Grenze für die Modernisierbarkeit der Hellenen; ihr weltliches Tun und Wollen können wir durchaus mitemachen, aber vor ihrer Religion bleiben wir stehen. Dennoch ist eines im Umbau des Großen Schauspielhauses heraus, was man in heutigen Aufführungen jener Tragödien sonst nicht so gewinnt: die Gewalt der Sage. Das ein Gott den Hächer herbeiholen muß, fühlte jeder, wenn Kassandra mit den unter der Kuppel rief und aeterna's rief: Apollon! Dabei ist es gesagt, daß die Griechen Götter hatten, nicht bloß Felleis oder verstandesmäßige Allegorien; hier war es zum Bewußtsein gebracht.

Shakespeares nicht seinen reichen Bühnenleben in Städten wie Julius Caesar, Marc Anton, Richard III., Macbeth ist für solchen Glanzteil der Bühne vortrefflich noch geeigneter. Das kommen Stra enaufzüge, Schachsch, Genale vor, und wenn die Schachschwestern den zum Verbrechen und zum Thronbestimmen Erdensohn b.g. an, so len wir die gan e Weltordnung w.tern. Da darf man sich auf eine herausgehende Intenstät der Ausführung g.ä.ä. machen. Dieser hat sich noch bei allen Verbesserungen der Illusion geiegt, daß sie Shakespeares zu gute kommen. Er hat sie mit seiner Dreifelderbühne vieles von unserer Opernbühne voraus; auch in seinem Globus hat er konnte der Darsteller bis fast in die Mitte des Zuschauerraumes vortreten, ohne Fühlung und Zusammenhang mit dem Ausgangspunkt der Bühne zu verlieren. Aber seine Planküste ging viel weiter ins Große und Lebendige als sein Brettergerüst. Das Gehirn ist zu beneiden, das den neuesten Architektorschritt auf seine Hauptwerke zum ersten Male anzuwenden wußte.

die schimmlichen Hochzeiten der Welt zu halten. Emma konnte nicht recht begreifen, welcher Zusammenhang zwischen den Rechnungen und den feinen Briefen war, und ebenso wenig, warum ihre Herrin so gar böse ausah, wenn Emma mit einem solchen wappengeschmückten Brief eintrat. Auch hatte es sie schon viel Kopfzerbrechen gegeben, warum die Baronin, wenn sie etwa beim Essen die wenigen Seilen geleitet hatte, das seine Postpapier immer gleich in Fetzen geriss und zu den gnädigen Gedulien in einem halb flüsternden Ton sagte: „Mein, diesmal ist es nicht geglikt. Die Menschen sind doch recht sonderbar.“

Emma hätte so furchtbar gerne um den andern gang unbeschriebenen halben Bogen, der mit geriffelten wurde, gegeben, aber sie brachte die Bitte nie über die Lippen. Jetzt stand sie mit der Schlußmaderrechnung niedersitzend da. Die Baronin nahm sie ihr aus der Hand und sagte: „Ist sie von Blomquist? Aber da schuldten wir ja erst seit drei Monaten, das wäre doch unverschämte!“ und sie setzte ihre Anfecht auf und las. „Mein, sie ist von Kosen. Was soll ich nur tun? Er hat jetzt über ein Jahr gewartet.“ wendete sie sich an ihre Tochter. „Hat eine von euch Weib?“

„Ich nicht,“ antwortete Görel ruhig. „Du hast ja eben gesagt, du wollest die Chiffon zum Ueberziehen deiner feinsten Bluse kaufen, dann mußt du doch etwas haben.“ „Es wäre doch immerhin in Ordnung, wenn mir eine Wäscheabgabe machen, als die Rechnung noch mehr anwaschen zu lassen.“

„Liebe Gundor, wie wolle ich über alles reden kannst, speichere die Schwester ab.“ „Aber nicht mußt du entschuldigen, denn ich muß wirklich etwas zum Anziehen haben. Du aber bist in deinen eigenen Fetzen gefahren, denn du hast ja fünf Kronen in deinem Portemonnaie, wie ich heute morgen zufälligerweise gesehen habe.“

„Mein, die gebe ich nicht her!“ rief Gundor heftig. „Still! Du bist immer so laut, lebendes Kind,“ mißte sich die Baronin in den Wortwechsel. „Hier, Emma, nimm die Rechnung und sage dem Boten, Herr Kosen werde im Lauf des Vormittags von mir hören.“

Sie sah dabei so ernstlich aus, daß Emma, als sie das beunruhigende Papier in Empfang nahm, fast eben so tief vor ihr nickte, wie vor dem Pfarrer dahem, und eilte durch die Tür verschwand.

Das Frühstück wurde bei bestenwillenstand und unter leichter Unterhaltung fortgesetzt, denn die Baronin erklärte es für nicht komme sie laut, während der Maßregeln schwierige Sachen zu behandeln, es schätzte dem Appetit und der Stimmung. Niemand in ihrem Kreise behandelte ernste Fragen bei Tisch; diese gehörten ins Schlafzimmer oder ins Boudoir.

Görel war eine mutterhafte Anhängerin dieser höchsten Lehren und unterhielt nun die Mutter und sich selbst mit ihren Erlebnissen vom geistigen Wall. Gundor sah stumm und ängstlich daneben und fragte sich, ob sie wohl ihre fünf Kronen, die sie sich durch seine Handarbeiten verdient hatte, behalten dürfe, oder ob sie schließlich doch damit herauskräde mißte? Dann löste sie sich in Ermangelung des Eintrittsgeldes nicht in der Schule anmelden. Der einzige denkbare Ausweg wäre noch, sich an Onkel Lode zu wenden, aber das hätte sie jetzt sehr ungern getan, da er ihnen eben erst zu den Bailliebrern verholten hatte.

„Liebe Gundor, ich doch nicht so stumm und feil da,“ sagte die Baronin ärgerlich. „Man soll stets einigermaßen Mühsicht auf die andern nehmen und nicht nur mit sich beschäftigt sein, das verdirbt gegen den guten Ton.“

„Gundor ist vielleicht in holde Erinnerungen verfallen,“ war Görel heftig ein. „Dieser große magere Ingenieur Walmborg und sie hatten einander gar viel zu berichten. Und wenn er wirklich so interessant war, wie man nach seinen großen feurigen Augen vermuten konnte, dann hast du nicht gehabt, Gundor.“

„Ich glaube nicht, daß du ihn für interessant halten würdest,“ erwiderte Gundor scharf. „Wir haben weder über Romane noch über die Geschichte gesprochen.“

„Gundor, Gundor!“ warnte die Baronin. „Nicht diesen Ton, liebes Kind! Wir freiten uns nicht, wir reden vertraulich miteinander. Ingenieur Walmborg? Woher er wohl kommt? Ich habe früher ein Fräulein von Schindler gekannt, die dann einen Herrn Walmborg heiratete. Wenn sie keine Mutter wäre! Du hast wohl nicht gehört, was die Mutter des jungen Mannes für eine Geborene ist?“

„Ich glaube Peterhoff. Ihr Vater war gewiß Schneider. Eine Anderton konnte sie ein wenig und erzählte, sie sei

sehr lieb und gut. Sekretär Walmborg habe sich einst in sie verliebt, weil sie so schön war.“

„Ach, das klingt ja ganz romantisch! Eine Schneiders-tochter! So, mein Schwager ist natürlich gewungen, auf seinen großen Väter Leinwand aus ganz verschiedenen Epochen bei sich zu haben.“

„Ingenieur Walmborg ist tausendmal mehr wert, als der kleine hintere Graf, mit dem du dich immer auflechtest,“ versetzte Gundor mit zornigerem Gesicht über den herablassenden Ton, in dem die Mutter gesprochen hatte, und den sie sehr gut zu deuten wußte.

„Kennst du den Grafen?“ warf Görel scharf aber ohne Erregung ein.

„Mein, nicht näher. Ich weiß nur, daß er ein dummes Lachen hat. Ach, bö, bö! Klingt es. Auch weiß er von nichts andern zu reden, als von seinen vornehmen Bekanntschaften, oder was dies oder jenes gnädige Fräulein bei der letzten Begegnung mit ihm angehabt hat.“

„Wenn ihr fast seid, Kinder, dann haben wir wohl jetzt die Tafel auf,“ sagte die Mutter streng. „Gundor schiel mir heute etwas nervös zu sein. Hast du Kopfschmerz, meine Liebe?“

„O nein, gelegnete Mäßigkeit!“ versetzte Gundor kurz. Wie die Vorlesung gebot, sagte sie der Mutter auch jetzt die Hand, und Görel tat dasselbe, oder mit mehr Grazie, wie die Baronin sagte.

„Wenn du nichts dagegen hast, Mama, gene ich einen Augenblick aus, ehe ich zu sitzen anfaue,“ sagte Gundor, indem sie sich der Tür zuwandte.

„Es ist passender, wenn ihr beiden Schwestern um die Mittagsgäste zu kommen geht. Einfache Morgenpaziergänge schaden sich nicht für ein junges Mädchen. Außerdem habe ich auch noch mit euch zu reden. Sage Emma, sie lasse den Tisch abdecken und tonn dann zu mir und Görel ins Schlafzimmer, Gundor! Aber vergiß nicht, vorher Mutter und Jüder einzuschließen. Ich habe Emma schon gegeben?“

„Soll sie nur diesen kleinen Butterklee bekommen?“

„Ich habe ihr schon gegeben, wie ich gesagt habe. Du bist etwas zu eigenhändig, mein liebes Kind.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Fest der Menschenliebe.

Allüberall, wo eine Wiege geht,
Das Christkindlein zum Leben neu ersticht.

Allüberall, wo eine Mutter wacht,
Magt hoch und still die heilgeweihte Nacht.

Und immer neu ist die Verkündigung:
Seht da am alten Stamm das Kindelein jung!

Seht, wie Maria sich in Wonne neigt,
Wie Josef alle seine Mühe zeigt!

Seht, wie die Kinderschar voll Staunen steht
Im Herzen Engelstanz und Wehgeschrei!

Aus dunklen Tiefen steigt der Mensch heraus
Und nimm zu lichten Höhen seinen Lauf.

Er ringt in harem Kampf, ein ganzer Held,
Und baut auf Trümmern seine eigene Welt.

Er krauchelt, kriecht und sinkt in Not und Schuld
Und bleibt doch würdig aller Menschenhuld.

Trägt auch im Kerker Menschenangehört
Und seht nach Liebe sich und lecht nach Licht.

So tritt hervor, du armes Menschenkind!
Du bist geringer nicht, als alle Hind.

Im Namen dessen, der Erbarmen will,
Sei allen Menschen Menschenlieb' gezoht!

Vom Losenbäume bracht ich hehres Licht:
Wir alle tragen Menschenangehört.

Wir alle sinken irgendwo in Schuld
Und sind doch würdig aller Menschenhuld.

Es knten über Menschenrecht und -Gora
Die Wogen aus der Liebe Wunderborn.

Raffa

Der Klavierpieler.

Von H. J. Kuprin.

(Nachdruck verboten.)

Die zwölfwährige Tina Kudwena plagte wie eine Bombe in das Garderobenzimmer ihrer älteren Schwester hina, die von zwei Josen angelehnt wurde. „Meine Damen, wo ist denn der Klavierpieler? Niemand weiß, ob er hier bestellt und zu erwarten ist,“ sagte aufgeregt das kleine Mädchen.

Die älteste Schwester Apia stand vor dem großen Spiegel und redete sich gerade vorzüglich eine gelbe Nase ins dunkle Haar. Sie hatte jede Uhrzeit und machte eine mißgeratigte Miene, die Tina damit beantwortete, daß sie die Jünger ausstrichte. „Ihre Frage begegnete aber schon einer zugehörigen Teilnahme bei der zweiten Schwester Tatjana. Obgleich ihre Schleppe noch von der Modistin angenähert wurde, drehte sie sich nach der Kleinen um und sagte: „Gleich, mein Täubchen, wollen wir für einen Klavierpieler sorgen.“

Die Familie Kudwena gehörte zu den geräuschvollsten, gastfreundlichsten und unordentlichsten Familien in Moskau. Ohne irgendwelche Annehmlichkeiten kamen täglich Gäste zu den Kindern und zu den Eltern, und mancher Logierbesuch vom Lande schnitte hinein und hielt sich wachsend im Hause auf.

Die Anarchie des Wirtschaftsbetriebes brachte die Dienerschaft zur Verzweiflung. Der Tisch war von morgens früh bis abends früh gedeckt. Die Hausfrau, Irina Alekzowa, eine geborene Fürstin, hieß referiert gegen die plebejischen Bekanntschaften des Mannes und der Kinder und ließ sich selten sehen. Ihr Gatte, Artabij Nikolawitsch, war in ganz Moskau bekannt als Gouverneur, als gewandter Kartenpieler und großmütiger Protektor der Ballettstube. Er sah noch sehr gut aus und wurde auch als hoher Hünzler von den Damen nach wie vor verehrt. Seine amüsierten und gesellschaftlichen Verpflichtungen hielten ihn meistens fern von Hause. Hatte er aber im englischen Klub viel gewonnen, so drängte es ihn, seinen Kindern eine Ueberbahrung zu machen.

„Komm, meine jungen Republikaner,“ rief er dann kragend vor Frische und Lebenslust aus, „wir wollen Tröste fahren!“ Er luden seine entzückt der Mutter-beru und man laute in mehreren Schwärmen über die Moskwa, bis unter die „maat-tanten“, häufte sich nachmals in „Strelka“ um am spät am Abend heim.

Nur einmal im Jahr, am Weihnachtsabend, blieb der Hausherr unbeding zu Hause. Das Fest der Kinder bereitete ihm ein eigenartiges, ausgedehntes Vergnügen. Niemand verband besser als er, Geschenke auszuwählen, und die Kinder waren von jeher gewöhnt, ihn in allen Weihnachtsangelegenheiten um Rat zu fragen.

Die kleine Tina war schon im Begriff, sich an den Vater zu wenden wegen des Klavierpielers, als Tatjana ihr nachstellte und das Einheimische Dunja nach dem schickte, der sich in der Zeitung für Langschneide empfohlen hatte.

Es erlöste ein Gluckentanz nach dem anderen an der Hausfrau. Die Gäste hellten sich zur Weihnachtsfeier ein, und ein Stimmungsgewirr von Kindern und Erwachsenen ließ sich auf dem Korridor vernehmen, wo Helze und Mantel abgelegt wurden. Man taufte laute Begrüßungen und Küsse aus, und es herrschte eine erwartungsvolle Bestimmung. Nur Tina hülferte ängstlich zu den Schwestern und Brüdern: „Gott, was fangen wir nur an, wenn niemand zum Tange aufspielen kann.“

„Es wird sich schon jemand unter uns finden“, tröstete sie eine Stimme.

„Ja, für eine Stunde wohl, aber nicht für den ganzen Abend!“ Irinjas letzte Dunja stemmte sich in Begleitung eines Knaben und sprach leise zu Fräulein Tatjana: „Schellen Sie nicht, Fräulein, aber der Knabe schwor mir, daß er schon wieder holt am Festzeiten und Gesellschaften gespielt hat, und da doch niemand sonst in später Stunde jetzt aufzutreiben war, so...“

„Es ist meine Schuld, daß ich nicht früher daran gedacht habe, ich will mir hören, was der kleine Mann mir sagen wird.“ So kam ihr leicht kommt, als sie den Knaben, der sich seines hünenhaften Antlitzes entschuldigete und in der Uniform eines Reaktionshaken vor ihr stand, angelegentlich fragte:

„Haben Sie wirklich schon zum Tange gespielt und können Sie Walker, Quadrille und...“

„Ich lebe länger aus als meine vierzehn Jahre, aber seien Sie versichert, Fräulein, daß ich alle Tänge spielen kann und - auch noch mehr als das!“ unterbrach sie der Knabe und zog seine Augenbrauen höher zusammen, als die halbe Apia die heftige Bemerkung aufschließend zur Schwester machte: „Was der wohl können wird!“

Mit flammendem Bild seiner großen, dunklen Augen wandte

er sich an Tatjana, in der er inklinisch keine Schwester sah und bat:

„Gekannt Sie, daß ich Ihnen etwas vorzupiele?“

Die kleine Tina, die der Unterhaltung gespannt bewohnt, ergiff den Fehler, dem Arm und führte ihn zum Hügel zum Erkennen der ganzen Gesellschaft. Er schien alle Schwestern und überwandte zu haben, sobald seine kleinen Kinderhände die Tasten berührten. Er spielte eine ungarische Rhapsodie von Licht mit solch einer Fertigkeit, mit solch prächtigem Feuer und heftlichem Verständnis, daß es im großen Saal allmählich dämmig geworden war. Die Gäste kamen leise mit Gesäusen und Bewunderung dem Hügel näher, der unter den ganzen Fingern des Knaben erzitterte und zu weinen und zu schreien schien.

„Wo habt ihr den Knips denn aufgelesen?“ fragte der Vater, der Mühl liebte und verstand, die Tochter Tatjana. Sie erzählte ihm, wie man zu dem kleinen Pianisten gelangt war, und er erwiderte topfschüttelnd:

„Das ist ja einfach ein Meister des Klaviers, und es wäre gottlos, ihn für Tänge auszubenden!“ Er ging dann zu dem Knaben heran und sagte, ihm freudlich die Hand reichend: „Ich danke Ihnen. Wie heißen Sie?“

„Jurji Klagarow,“ lautete die Antwort des ärmlich aussehenden Knaben.

„Mein lieber Jurji, Sie hören aus dem Besseln, wie Sie uns alle entzückt haben. Ich würde, es wird Sie anerkennen, den ganzen Abend Tänge zu spielen; doch jetzt lassen Sie noch einen schönen, ununterbrochenen Marsch hören!“ sprach Kudwena liebeswürdig. Unter den lauten Tönen des Hausmusiklers zündete er selbst die Richter an dem hohen Tannenbaum aus und wählte dort vergnügt den Kindern zu, die sich vor Neugierde schon auf die Beine gestellt hatten und nun schüchtern eins nach dem andern herbeilamen. Sie waren wie gelendet von dem Klang des Raumes und der herrlichen Weihnachtsmusik, die aus einer großen, wohlgedeckten Tafel aufgestaut waren.

Während der Jubel der Besessenen seinen Höhepunkt erreichte, ließ die langtätige kleine Tina an den Pianisten heran und bat:

„Bitte, spielen Sie jetzt eine Polka.“

Er willfährte ihrem Wunsch, und bald drehten sich die Paare um ihn herum, so daß er gar nicht merkte, daß noch keine Gäste hinzugekommen waren. Unter ihnen befand sich ein Herr mit einem eigenartigen Charakterkopf, zu dem der Hausherr verbindlich sprach:

„Anton Gerasimowitsch, wenn Sie die Ehre und Freude die Ihr heute aus gewohnt, noch erleben und - etwas spielen wollten - es wäre ein unergänglich historisches Ereignis für meine Familie.“

„Bitte Sie mich nicht, mein lieber Artabij Nikolawitsch, es tut mir leid, Ihnen etwas abhelfen zu müssen.“

Der Knabe wachte selbst nicht, warum der Fremde mit dem majestätischen Aussehen ihn heranzu kam, daß er sich wiederholt nach ihm umsehen mußte. Zwar spielte er weiter Walter und Polka, aber er hatte das Gefühl, daß der Hausherr über ihn mit dem vornehmsten Gesichte sprach. Und wirklich, auf einmal hörte er, wie eine weiche, aber schwerere Stimme zu ihm sprach:

„Spielen Sie bitte noch einmal die ungarische Rhapsodie!“

Er mußte gehorchen, obwohl er von einer ganz unbedingten Angst ergriffen wurde. Die Nähe des großen Künstlers verlegte aber allmählich keine Seele in ungewohnte Schwingungen, besüßelte seine Finger und erklärte sein ganzes Wesen. Er glaubte zu wachsen unter den Händen jenes angewandten Mannes und wachte, daß er noch nie in seinem Leben so gut gespielt hatte.

Er konnte nicht hören, wie das geantworte Antlitz des interessanten Gastes sich immer heiterer aufleuchtete. Erregt und verhöllert wachte der Knabe, dessen mageres kleiner Körper bebt, ich nicht umzukommen. Der laute, begeisterte Applaus wuschelte ihn noch, als Klagarow an ihn herantrat und mit geschlossenen Augen ihm entzückt zuschäute:

„Wissen Sie denn nicht, mein Täubchen, daß Anton Gerasimowitsch jenseitig Sie gehört hat, daß er schon danken auf Sie wartet, um Sie mitzunehmen, und um Ihr Lob zu verdienen? Ich bin glücklich, daß Ihnen in meinem Hause solch ein Weihnachtsfest juteil wurde!“

Der Knabe wachte nicht, wie ihm geschah. Er kam sich wie ein Triumphator vor, als er in seinen feierlichen Mantel lud. Er merkte wohl, daß jemand ein geschicktes Konzert in seine Ueberbahrung hatte, aber er konnte dem Wohl des Dantes vorbringen. Es drängte ihn in die eilige Schneelandschaft des herrlichen Weihnachts hinaus, wo im Schlitzen der berühmte Klavierkünstler seiner Zeit auf ihn wartete.

(Schluß von Marie Schlegel.)

